

Predigt

13. August 2023
Auenkirche
Berlin

Bischof Dr. Christian Stäblein

Vorweg: Liebe Kantorin Hirsch, dass Sie heute hier predigen und dass Sie mit uns diesen Gottesdienst gestalten, das ist für mich wichtiger als alles, was wir reden. Dass das möglich ist am Israelsonntag, dass Sie das möglich machen nach all der furchtbaren Geschichte, nach all der „Vergegnung“, wie Buber es zutreffend genannt hat, Vergegnung, die in schrecklicher Weise von uns Christen und von der Kirche ausgegangen ist, dass dennoch heute an vielen Stellen und eben hier in der Auenkirche diese **Begegnung** und dieses Loben Gottes miteinander möglich ist, das macht mich zutiefst dankbar.

Das ist Israelsonntag, wie er - meine ich - sein sollte: Begegnung, lebendige Begegnung der unterschiedlichen Geschwister, christliches Gewährwerden der unverbrüchlichen Nähe zum lebendigen jüdischen Glauben, Gewährwerden der unverbrüchlichen Nähe des lebendigen Gottes zu Ihnen, zu Euch, Feiern, Loben und Bekennen der unverbrüchlichen Nähe und der ursprünglichen und ewig währenden Gemeinschaft Gottes mit seinem Volk. Schalom, ose schalom alechem we al col jisrael. Amen.

Liebe Gemeinde, das war die mir heute wichtige längere Vorrede vor der nun hoffentlich von meiner Seite aus nicht mehr allzu langen Predigt. Und ein, ja vielleicht das entscheidende Stichwort des heutigen Textes für die Predigt – 5. Buch Mose, 4. Kapitel – war nun auch schon ein paar Mal zu hören: Nähe. *Denn wo ist so ein Volk, dem Gott so nahe ist*, heißt es da in Vers 7. Was für ein Volk?! Was für eine Nähe Gottes. So ist es, darum geht es!

Gnade sei mit Euch und Friede – von dem, der da war, der da ist und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde, was schafft Nähe, Gottesnähe?

Als ich jung war, 14, 15, war mir ein kleines, silbernes Kreuz an der Kette ganz wichtig. Man sah es nicht. Aber ich hatte es immer bei mir, um den Hals. Manchmal, im Alltag, ein kurzer Griff zum Kreuz. Eine kleine Vergewisserung. Unsichtbar. Aber spürbar. Kein Talisman, nichts Magisches. Eine Glaubenserinnerung. Später kaufte ich mir in Jerusalem auch ein kleines, bronzefarbenes stilisiertes hebräisches Schriftzeichen. Wenn ich dich vergessen sollte, Jerusalem, soll meine Rechte vergessen sein – in hebräischer Schrift angedeutet. Ich trug es lange, viele Jahre in meiner Geldbörse. Eine Erinnerung bei jedem Geldverkehr im Alltag, sozusagen bei der Benutzung des Mammons eine Erinnerung an den wahren Gott, eine handgreifliche Nähe, verdichtet im Zeichen.

Wir Protestanten sind ja summa summarum eher zeichenarm, karg, haben ein gebrochenes Verhältnis zu den „dinglichen Dingen“ des Glaubens. Anderen geht das anders. Ich weiß nicht, was Sie, verehrte Kantorin antworten würden bei der Frage, wie sich Nähe ausdrückt, zeigt, schafft. Sind es Zeichen? Oder eher keine, damit man nicht ins Verwechseln kommt: die Dinge und die göttlichen Worte – ist ja zweierlei! Aber eines erinnert doch auch an das andere. Erinnern Sie sich, liebe Frau Hirsch, wie Sie mir bei einer Erinnerungsstunde vor ein paar Jahren eine Kippa geliehen haben, weil ich sie vergessen hatte? Die Kippa – wunderbare Erinnerung an den Gott, der allezeit über uns, um uns ist. Oder der Gebetsumhang. Oder die Tefillim. Jüdische Zeichen der Nähe, nichts Magisches, Glaubenszeichen, Nähe-Zeichen.

Liebe Gemeinde, aus den Worten von 5. Mose 4 können wir lernen, was wirkliche, ursprüngliche, immer währende Nähe mit Gott heißt. Was für ein Volk eben, ja, wer ist Gott so nah. Ich skizziere das in ein paar Punkten, die ich in den Worten der Tora heute höre:

Erstens: Mose spricht vom Lehren und Lernen, gleich im ersten Satz: Siehe, ich habe euch gelehrt Gebote und Rechte, wie mir der Herr, mein Gott, geboten hat. – Glauben ist in dieser Nähe von Gott und seinem Volk lernen, verhalten, Gebote leben – und das heißt: Gottes Liebe umsetzen, in Gestalt bringen. *Wo ist so ein großes Volk, das so gerechte Ordnungen und Gebote hat*, heißt es in unseren Worten heute. Die Tiefe dieser Worte wird deutlich, wenn man begreift, was da alles nicht als erstes steht: Glaube ist nicht etwas mystisch Undurchschaubares, auch nicht etwas rein Intuitives, der Natur Abgelauchtes – die ist ja eher ein fressen und gefressen werden.

Nein, die Nähe von Gott und seinem Volk realisiert sich in lernen, bilden, verhalten, selber umsetzen, darin wandeln, eben: wirklich werden lassen.

Ich muss an eine Urszene in meiner eigenen Geschichte denken, sie spielt vor gut drei Jahrzehnten: Ich lebte da für eine Weile in Jerusalem, schaute eher nebenbei ein Interview mit dem damaligen israelischen Ministerpräsidenten, an den sich vermutlich wenige erinnern: Jitzhak Schamir, lange verstorben. Er wird im Interview gefragt, ob er an Gott glaube. Seine Antwort, erst auf Hebräisch, dann übersetze ich: ani lo jodea, haim ani maamin baelohim. Ani lo jodea ma sah: emuna. Awal ani holech bamitzwot. Deutsch: ich weiß nicht, ob ich an Gott glaube. Ich weiß nicht, was das sein soll: Glaube. Aber ich gehe in den Geboten Gottes, ich achte sie. Das war seine Antwort, es war ihm wichtig, das festzuhalten. Das Achten der Gebote als seine Glaubensrealisierung. Wir haben es mit 5. Mose 4 heute mit einer Urszene jüdischer Gemeinschaft von Gott und Menschen zu tun. So hat es alles angefangen, dieser Glaube – aber was heißt schon Glaube – diese Nähe, dieses Ineinander, hier wird es erzählt.

Zweitens: Und das ist im Grunde ganz konsequent. Es kann in dieser hochmodernen, vom Anfang herkommenden, aber irgendwie ja auch aus der Gegenwart, ja aus der immerzu einbrechenden Zukunft herkommenden Vorstellung von Miteinander im permanenten Realisieren, neu lernen und bilden, es kann dabei ja gar kein Bild von Gott geben – weder sollen noch dürfen. Denn jedes Bild wäre, wäre es noch so schön, eine Fixierung, ein Töten von Lebendigkeit, ein Festlegen von nicht Festlegbarem, weil immerzu neu werdenden. Keine Gestalt, nur eine Stimme, heißt es in der Schilderung heute, keine Gestalt, Rede aus dem Feuer, also aus dem Lebendigen und zugleich alles Verzehrenden, Lebendigkeit selbst sozusagen. Keine Gestalt, kein Bild, nur die Geschichte, was heißt da nur, die Geschichte, die Geschichte von Barmherzigkeit, von Gottes Nähe, die sich immerzu neu realisiert, die war, die ist, die wird.

Drittens: *Was für ein Volk!* Liebe Gemeinde, wenn das so ist, wie wir heute hören – und wir hören ja gewissermaßen eine Mitte aus der Mitte der Tora – wenn das so ist, dann wird auch deutlich, warum ich unbedingt sofort mit dieser Art zu reden, ich der ich bisher rede, aufhören muss. Denn: Alles, was ich sage, steht in der Gefahr, der großen Gefahr, in der christliches Reden über jüdischen Glauben immer stand und sich oft genug darin verdingt, ja verlor, nämlich zu meinen, wir könnten das festlegen und auf Begriffe ziehen, quasi zu einem Anhänger oder Anhängsel machen – diesen Gott, seine Gebote, seine

Nähe und dieses Volk. Was für ein Volk, ja. Und wie oft hat es darunter gelitten, mehr noch, wurde darin seiner Lebendigkeit beraubt und zerstört, dass wir meinten, wir könnten es festlegen und fixieren, scheinbar Nähe herstellen, aber eigentlich nur Ferne wollen, an die Kette legen, Halskette oder was auch immer – nein, nein, nein, das darf nicht mehr sein.

Israelsonntag heißt für mich: lebendiges lernen von der Nähe, von dem Ineinander dieses unseres Gottes mit seinem lebendigen Volk – und auch das ist noch zu abstrakt, viel zu abstrakt. Sie sind ja hier, liebe Kantorin Hirsch, Sie sind ja da und lehren und zeigen uns, was die Worte der Tora bedeuten, wie sie ins Leben kommen.

Wir hören von der Nähe. Und wir begreifen: in dieser Nähe, in Ihrer Nähe, wie sie die Tora bezeugt, liegt auch unsere Nähe zu Gott gegründet. Wenn wir diese Ihre Nähe zwischen Gott und dem jüdischen Volk begreifen, fangen wir an unsere Nähe zu Gott zu spüren. Keine Gestalt. Aber Stimme aus der lebendigen Lebendigkeit. Diese Stimme selbst. Pures Erbarmen mitten in der Leere und aus dem Tod ins Leben bringend. – Anders wäre einfacher, liebe Gemeinde, keine Frage. Ein Bild. Ein Mann. Eine Frau. Oder beides. Ein kosmisches Gebilde. Eine gesunde Schöpfung. Ein Stern. Ein Star. Es wäre so viel einfacher. Dinglicher, greifbarer. Aber wirkungslos, magisch bis albern. Nein, es bleibt die Provokation dessen, was sich immer nur vollzieht, so wahr wird, so wirklich wird und doch schon längst ist.

Liebe Gemeinde: der Israelsonntag erinnert uns, mahnt uns, mahnt mich. Wo die Nähe des jüdischen Glaubens, das unverbrüchliche, ewige Ineinander dieses Gottes mit seinem Volk vergessen wird, weiß mein, unser christlicher Glaube nicht, wer er ist. Glaube, was soll das dann noch sein. Und so sind Zeichen der Nähe hilfreich, das Kreuz am Hals, die bronzefarbene Schrift in der Tasche, das Sichtbare und vor allem das Nicht-sichtbare. Entscheidend aber ist: das lebendige Miteinander. Wenn ich eine Kippa sehe – dann weiß ich: *dass Ihr sein Volk seid, wie ihr es jetzt seid* – so sagt Mose.

Ich könnte Amen sagen, aber es muss doch noch gesagt werden: Weil das alles so ist, ist Antisemitismus die Ursünde christlichen Glaubens. Antisemitismus ist tiefste Gottesferne. Es gibt keine Nähe zu Gott, wo Jüdinnen oder Juden die Kippa vom Kopf geschlagen wird. Niemand ist ferner zu Gott als die, die das tun oder zulassen. Und also: in was für einer Stadt leben wir. Das entscheiden wir, jeden Tag neu. Amen.